



BILDUNGS-GRABEN

Akademiker erobern die Städte – eine Kluft öffnet sich.

Seite 2/3



ROLLING-STONES-KONZERT

Vor 50 Jahren:
Startschuss zur
Jugend-Revolute.

«wochenende» – Seite W2/W3

Schweiz am Wochenende

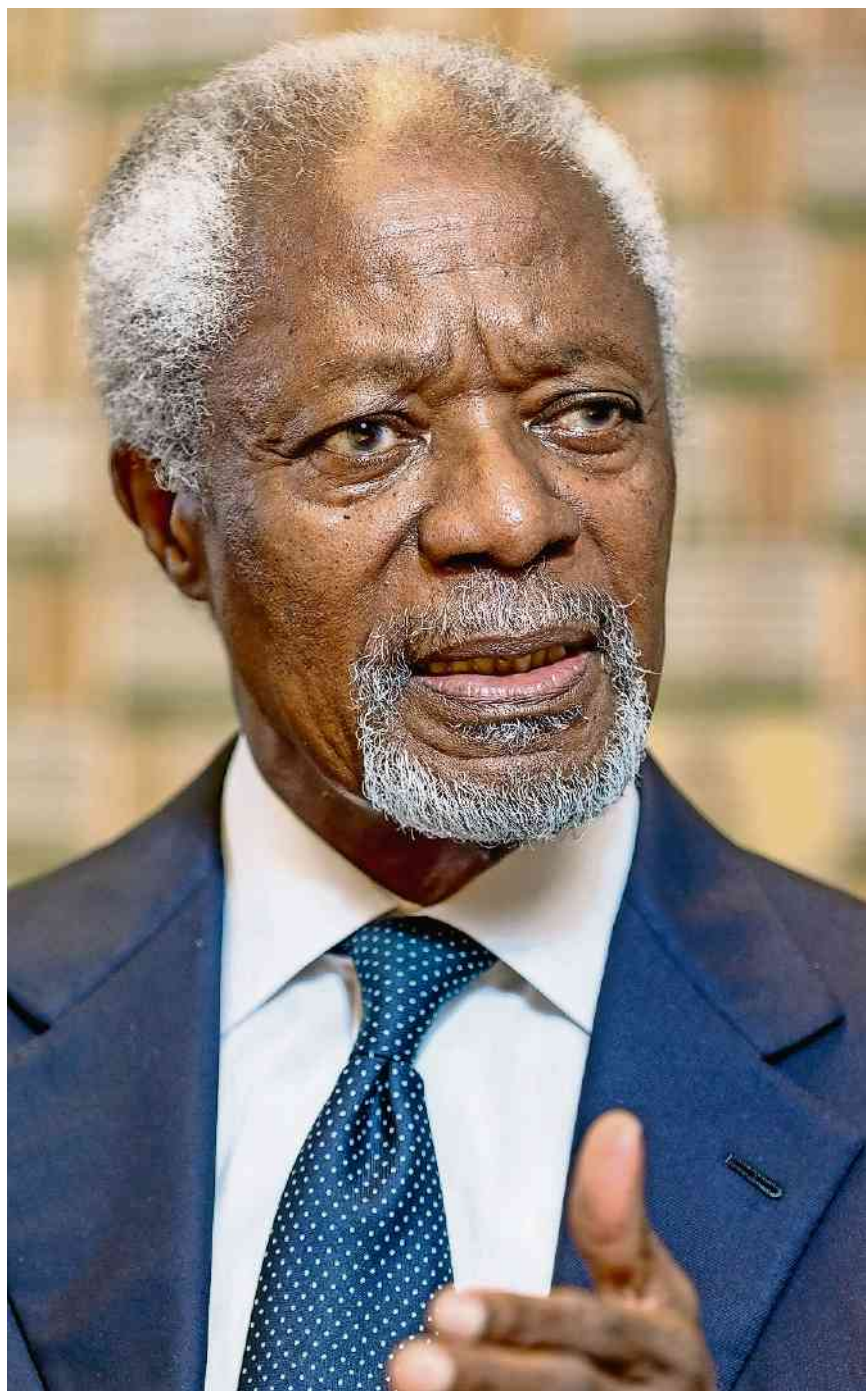
25./26.3.2017
Ausgabe
National

Hinlegen

Beim Plätteln legen wir
eine gute Arbeit hin!

Hächler
Plattenbeläge

www.haechler.ch



Der ehemalige UNO-Generalsekretär Kofi Annan.

Sandra Ardizzone

«Ich wünsche mir mehr Schweizer Hilfe»

Kofi Annan fordert im Interview mehr Engagement.

Der ehemalige UNO-Generalsekretär Kofi Annan kritisiert, dass mehrere Länder die Entwicklungshilfe kürzen wollen - und nimmt reiche Länder in die Pflicht. «Ich würde mir mehr Schweizer Hilfe wünschen», sagt er im Interview. Gleichzeitig fordert er von den Entwicklungsländern mehr Eigenständigkeit. Annan hebt im Gespräch

aber auch die Bedeutung Genfs hervor und spricht über Erlebnisse mit Ruth Dreifuss oder Micheline Calmy-Rey. «Ihr hattet einige aussergewöhnliche Frauen im Bundesrat», sagt er. «Da ist die Schweiz weiter als die UNO.» Der Ghanaer hätte sich eine Frau an der Spitze der Vereinten Nationen gewünscht. **Seite 12/13**

Hohe Boni trotz Verlust: FDP rügt Credit Suisse

Dass die Bank bei roten Zahlen Millionen-Boni auszahlt, hält Petra Gössi für «nicht erklärbar».

VON HENRY HABEGGER, ROMAN SEILER
UND BEAT SCHMID

Satte 2,7 Milliarden Franken Verlust machte die Credit Suisse 2016. Trotzdem wird die CS-Spitze reich entlohnt: CEO Tidjane Thiam erhält 11,9 Millionen Franken, Präsident Urs Rohner 4 Millionen.

Bürgerliche Spitzenpolitiker reagieren ungewöhnlich scharf. FDP-Präsidentin Petra Gössi sagt: «Es ist gegen aussen nicht erklärbar und unverständlich, wieso Boni in Millionenhöhe ausgeschüttet werden, wenn ein Konzern grosse Verluste schreibt. Damit wird das Vertrauen in die Banken nicht gestärkt.» Es liege aber «an den Aktionären, Kritik zu üben, falls sie mit der Lohnpolitik nicht einverstanden sind».

Ihr Vorgänger Philipp Müller sagt, das sei eigentlich ein privatwirtschaftlicher Vorgang. Aber: «Er gibt halt auch ein politisches Signal. Und

dieses weckt Unmut.» Diese Entschädigungspolitik sei «für die Bevölkerung nicht nachvollziehbar». Und: «Wenn das sozialpolitische Klima wegen solcher Aktionen gestört wird, haben wir bei der nächsten Abstimmung den Schaden.»

Empört ist der Schaffhauser Ständerat Thomas Minder, Vater der Abzocker-Initiative: «Kriminell, was da abgeht. Wenn kein Geld in der Kasse ist, kann man weder hohe Löhne noch Dividenden zahlen.» Er hofft auf die Aktionäre: «Der Eigner kann das noch stoppen. Wenn er wieder durchwinkt wie letztes Jahr, muss man auch den Eigner noch bevormunden.»

Economiesuisse-Präsident Heinz Karrer will die Millionenzahlungen nicht kommentieren. Im Innern des Wirtschaftsdachverbands hält man die Geschäftspolitik für verantwortungslos.

Seite 14/15, Meinungsseite

MEDIENPOLITIK

Drehbuch zu SRG-Lobbying

Ein internes Papier zeigt: Die SRG kämpft mit einem umfassenden Konzept gegen die «No-Billag»-Initiative. «Kick-off» der Gegenkampagne war im Februar 2017. Die Phase eins läuft bis Herbst 2017. Sie umfasst die Sensibilisierung des Publikums. Die zweite Phase läuft von Herbst 2017 bis März 2018 (Bekenntnis der Regionen) und die dritte Phase (Mobilisierung) von März bis Juni 2018. Es ist die SRG-interne Gruppe «Trafögl» (rätomanisch für Kleeblatt), welche die Fäden zieht. Einsitz haben Generaldirektor Roger de Weck, RTR-Direktorin Ladina Heimgartner, Mariano Tschuor (Leiter Stabsbereich Märkte) und Kommunikationschefin Martina Vieli. **Seite 5**

SUCHTPRÄVENTION

Eritreer, die zu viel trinken

Bahnhöfe sind beliebte Treffpunkte von jungen Flüchtlingen aus Eritrea. Oft ist bei den Zusammenkünften Alkohol im Spiel. Es kommt zu Schlägereien, Pöbeleien und Gewaltanwendungen. AOZ, eines der grössten Zentren für Flüchtlinge, bestätigt erstmals Probleme mit Alkohol. Ein Sprecher sagt, es gebe «einen relativ kleinen Anteil unter den eritreischen Asylbewerbern, der immer wieder durch übermässigen Alkoholkonsum auffällt». Inzwischen werden Suchtpräventionsstellen aktiv und übersetzen Präventionsmaterial in Tigrinya, die Hauptsprache Eritreas. Zudem werden Vermittler gesucht, die die Landessprache beherrschen. **Seite 7**

Verhütung mit Armband

Wie sicher geht es mit Hightech?

«wochenende» – Seite W9



Thinkstock

Das Leben nach der Abwahl

Mörgeli und Freysinger: Gibts Parallelen?

Seite 6

Das Herz der Fussball-Nati

Worauf es heute gegen Lettland ankommt.

Seite 25

Kommentar

«Zur Elite kann man auch ohne Uni-Abschluss gehören.»

PATRIK MÜLLER

Seite 21

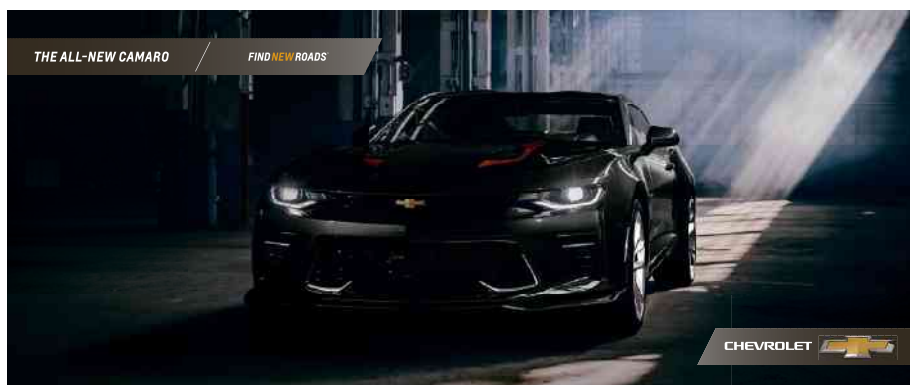


CH-Ausgabe

9 772504 292007

6 0 0 1 2

INSERAT



LEGENDE AB WERK.



Ihr Fachmann
seit 1924.

**Emil Frey AG
Autocenter Safenwil**

Emil-Frey-Strasse, 5745 Safenwil
062 788 88 88, www.emil-frey.ch/safenwil

Kraftstoffverbrauch Innerorts/außerorts/kombiniert (l/100 km): Camaro V8 19,0–17,0/9,1–7,7/12,8–11,1; Camaro Turbo 10,3–10,2/6,7–6,6/8,1–8,0; CO₂-Emissionen kombiniert: Camaro V8 292–252 g/km; Camaro Turbo 184–181 g/km (GEM, VO [EG] NR. 715/2007). Abb. zeigen Sonderausstattungen und US-Spezifikationen, deren Verfügbarkeit in Europa variiert.

In dieser Ausgabe



SAN

Kofi Annan (78), ehemaliger UNO-Generalsekretär, ist noch immer **einer der gefragtesten Spitzendiplomaten der Welt**. Er vermittelt in Krisenzeiten oder wird um Rat gebeten: egal ob im Syrienkonflikt, in der Drogenpolitik oder der Flüchtlingskrise. Redaktor Yannick Nock hat den Ghanaer an seinem Wohnort Genf besucht. Das Büro seiner Foundation ist nur ein Steinwurf von der Place de Nation entfernt. An der Wand hängt ein Bild Albert Einsteins, das Annans unerschütterlichen Optimismus wiedergibt: «Flüchtlinge bringen mehr mit als einen Beutel Habseligkeiten», heisst es darauf, «Einstein war ein Flüchtling». Im Gespräch hebt Annan die **Rolle Genfs** als Verhandlungsort hervor und er glaubt, dass die Welt bei einigen der grössten Probleme – trotz anhaltender Konflikte – auf einem guten Weg ist.

Grosses Interview: Seite 12/13

Der Walliser SVP-Politiker **Oskar Freysinger** tauchte nach seiner Abwahl aus der Kantonsregierung zuerst ab. Vier Tage danach meldete er sich per Facebook-Video und sagte, er und seine Familie hätten Zeit gebraucht, um sich wieder zu finden. Wie es sich anfühlt, nach einer langen Karriere abgewählt zu werden, das weiss der Zürcher SVP-Mann **Christoph Mörgeli**. Autor Max Dohner hat den ehemaligen Zürcher Nationalrat auf der «Weltwoche»-Redaktion besucht, wo er inzwischen in einem 60-Prozent-Pensum angestellt ist. Mörgeli sagt über Freysingers Schicksal: «Ein schmerzlicher Fall, in jeder Hinsicht, aber das wäre es für jeden Schulpfleger, jede Schulpflegerin auch.»

Porträt: Seite 6

Bald sind 50 Jahre vergangen seit dem geschichtsträchtigen **Auftritt der Rolling Stones im Hallenstadion Zürich**. Es war das erste grosse Rockkonzert in der Schweiz und endete im Chaos. Heute gilt es als Auftakt der Jugend-Revoluten in der zweiten Hälfte der 60er-Jahre. Kulturchef Stefan Künzli hat mit Zeitzeugen gesprochen. Was löste das Konzert wirklich aus? Der Historiker Fabian Furter kuratiert die Ausstellung «Schweiz 1968», die am 15. November im Bernischen Historischen Museum öffnet. Er spricht von einer sehr vielschichtigen Revolte.

Im «**wochenende**»-Bund

SOMMERZEIT



Nicht vergessen: Die Sommerzeit kommt! Die Uhren werden in der Nacht auf morgen Sonntag um eine Stunde vorgestellt.

Der grosse Graben

In den Städten sind Akademiker bald in der Mehrheit. Die Entwicklung reisst einen neuen Graben auf, der die Schweiz noch lange prägen wird.

VON YANNICK NOCK

Es ist gar nicht so lange her, dass ein einziger Satz von Christoph Blocher einen gesamten Landesteil zum Schäumen brachte. «Die Welschen hatten immer ein schwächeres Bewusstsein für die Schweiz», sagte der SVP-Übervater nach dem knappen Ja zur Masseneinwanderungsinitiative, was für tagelange Empörung sorgte. Heute, nur drei Jahre später, scheint der Röstigraben ein Relikt aus vergangener Zeit. Doch grosse Gräben gibt es noch immer. Fast unbemerkt hat sich eine neue Kluft aufgetan, welche die Politik und die Wirtschaft noch Jahre prägen dürfte: der Bildungsgraben.

Den Beginn der Zeitenwende läutete vor wenigen Wochen die Stadt Zürich ein. Sie gab bekannt, dass mittlerweile fast die Hälfte der Stadtbevölkerung einen Hochschulabschluss besitzt. Berücksichtigt man nur Erwachsene, wurde die magische Grenze bereits durchbrochen. 51 Prozent der über 24-Jährigen haben einen höheren Bildungsabschluss. Zürich, einst die Stadt der Arbeiter, ist heute die Stadt der Akademiker. Aus den Fabrikarbeitern von damals sind die Hochschulabsolventen von morgen geworden.

Doch das ist nur der Anfang, die Entwicklung ist nicht mehr allein ein Zürcher Phänomen. In den vergangenen fünf Jahren stieg die Zahl der Akademiker in allen Schweizer Grossstädten kontinuierlich an. Egal ob Genf, Basel, Bern, Lausanne oder St. Gallen: Überall schnellte die Quote nach oben, oft über die 40-Prozent-Marke, schweizweit liegt sie bei lediglich 29 Prozent. Akademiker drängen in die Städte, Búezer bleiben auf dem Land. Vorbei sind die Zeiten des Geschlechter-, Landesteil- oder Generationenkonflikts.

Filterblasen in den Städten

«Der wichtigste Polit-Graben der Schweiz verläuft heute zwischen den Bildungsschichten», sagt Polit-Geograf Michael Hermann. «Der Bildungsunterschied ist der Hauptgrund, warum der Stadt-Land-Graben weiter wächst.» Seit über 20 Jahren ziehen junge, gut gebildete Leute in die Städte. Auch Zuzüger aus dem Ausland besitzen heute in Zürich zu 81 Prozent eine höhere Bildung. Laut Hermann sind besonders das kulturelle Angebot und das soziale Milieu attraktiv für Akademiker. Die steigenden Mietpreise tun ihr Übriges.

Hermann geht deshalb davon aus, dass in den Städten Filterblasen entstehen, wie er

gegenüber «20 Minuten» sagt: «Da die gut Gebildeten ihr eigenes Milieu schaffen, entstehen neue Quartiere.» Das hat politische Konsequenzen: In acht von zehn grossen Schweizer Städten regiert heute Rot-Grün. Einzig Winterthur und Lugano bilden die Ausnahme.

«Ich liebe die Schlechtgebildeten»

Auch bei Volksabstimmungen dürfte der Bildungsgrad künftig öfter das Zünglein an der Waage sind. Während 1992 beim EWR die Landesteile und 1995 bei der Anti-Rassismus-Strafnorm die Geschlechter den Unterschied ausmachten, offenbarte sich bei der SVP-Durchsetzungsinitiative (DSI) vor allem der Bildungsgraben. Personen ohne Abschluss (52%) oder mit einer Berufslehre (49%) stimmten knapp für beziehungsweise knapp gegen die DSI. Mit jeder höheren Bildungsgruppe serbelte die Zustimmung dahin. Von Personen mit Berufsmatura (33%) über die Fachhochschüler (30%) bis zu den Universitätsabsolventen (22%).

Laut Hermann sind es drei Gründe, warum sich das Bildungsniveau stark auf das Wahlverhalten auswirkt. Erstens seien Fachhochschüler und Universitätsabsolventen besser für die künftigen Herausforderungen gerüstet, die Strukturwandel und Globalisierung mit sich bringen. «Wer eine Berufslehre absolviert hat, den verunsichern die Folgen der Digitalisierung vermutlich stärker.» Als Beispiel führt Hermann den US-Wahlkampf an. «Viele fragten sich, war es das Thema Wirtschaft oder Zuwanderung, das Trump zum Sieg verhalf? Weder noch, denn der einzige echte Unterschied zwischen Trump und Clinton beruhte auf dem Bildungsgrad der Wähler.» Jene ohne tertiäre Ausbildung stimmten erdrutschartig für Trump. Das wusste er. «I love the poorly educated» rief er der Menge in seinen Wahlkampf-Rallies zu.

Der zweite Punkt betrifft das abstrakte Denken, das ein Studium fördert: «Globale Zusammenhänge werden schneller erkannt, die lokale Perspektive wird weniger wichtig», sagt Hermann. Die Politik aus dem rechten Lager ziele hingegen stärker auf das Bauchgefühl der Bevölkerung. Ein Beispiel sei die Zuwanderung. Dass es bei mehr Zuwanderung schwieriger werde, einen Job zu finden, spreche viele Menschen intuitiv an.

Drittens fürchten Nicht-Akademiker laut Hermann eine symbolische Entwertung der traditionellen Tätigkeitsfelder. Nirgends zeigt sich ihr Unbehagen klarer als in den

47

In der Stadt Zürich haben heute 47 Prozent der über 15-Jährigen einen Hochschul- oder Fachhochschulabschluss. 1970 waren es lediglich 9 Prozent.

Umfragen zur Maturaquote. Zwar drängen Eltern ihren Nachwuchs ans Gymnasium, trotzdem finden rund zwei Drittel der Schweizer, es gebe zu viele Maturanden, während 83 Prozent sagen, Handwerker erhielten zu wenig Wertschätzung. «Schon jetzt fehlen uns Elektriker oder Bäcker, dafür gibt es viel zu viele Ethnologen», beklagen SVP-Vertreter regelmässig. Wenn dann die Gegenseite jeweils eine Matura für alle fordert, ist nur die Empörung grösser als die Kluft zwischen den Ideologien.

Dabei verharnt die Maturaquote seit Jahren bei 20 Prozent. Die Zunahme geht auf andere Bildungswege zurück. Fachhochschulen, die Ausbildung zum Pädagogen sowie die höhere Berufsbildung sind im Aufwind. Für Adolf Ogi, einen der wenigen, die es ohne Hochschulstudium in den Bundesrat schafften, ist die höhere Bildung aber kein Allheilmittel: «Man ist nicht fähiger, nur weil man studiert hat», sagt er. «Weisheit kann man nicht an einer Universität abholen.» (siehe Interview)

Bildungsdruck steigt

Trotzdem wird die Akademisierung der Städte weiter zunehmen. «Die Zeiten haben sich geändert», sagt Michael Hengartner, Rektor der Universität Zürich. Die technische Entwicklung, insbesondere die Automatisierung würde verschiedenste Jobs verdrängen, von Fabrikarbeitern bis zu Taxifahrern. Mit der Digitalisierung steige der Bildungsdruck. Schon heute würden viele KMU auf Angestellte mit höherer Bildung setzen. Einen Einfluss auf die politische Gesinnung sieht Hengartner allerdings nicht. Entscheidender sei die Fachrichtung: «An der wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät oder an der ETH sind die Studierenden im Durchschnitt deutlich bürgerlicher als bei den Geistes- und Sozialwissenschaften.»

Dass die Städte trotz der gestiegenen Quote von Hochgebildeten ein Ort der Diversität bleiben, steht ausser Frage. Die soziale und kulturelle Durchmischung bleibt. Doch die Abgrenzung zu den ländlichen Gebieten wird grösser. Städte bleiben unter sich, Menschen auf dem Land ebenso, neue Filterblasen entstehen. Die Frage bleibt, ob die Schweiz darunter leiden wird. Vielleicht sollte man sich gerade jetzt an einen der klügsten Menschen der Geschichte halten: Schon Albert Einstein, selbst Akademiker in Zürich, sagte einst: «Ein Abend, an dem sich alle Anwesenden völlig einig sind, ist ein verlorener Abend.»

Alt-Bundesrat Adolf Ogi: «Meine Universität war die

Er ist einer der wenigen, die ohne Uniabschluss in den Bundesrat gewählt wurden. Adolf Ogi verrät, warum ihm damalige Häme auch genützt hat.

VON PASCAL RITTER

Wer in der Schweiz nach ganz oben will, der braucht in der Regel einen Hochschulabschluss. Von den bisher 116 Bundesräten hatten 108 einen. Die meisten waren Juristen. Einige der beliebtesten Bundesräte haben aber keine Uni besucht.

So gelang es dem Sekundarschulabsolventen Rudolf Minger (1881-1955; BGB) in den 1930er-Jahren, die Armee zu reformieren. Heizungsmonteur Willi Ritschard (1918-1983; SP) liess sich als Finanzvorsteher mit herausgestülpten Hosentaschen fotografieren, um dem Volk zu signalisieren, dass man sparen muss. Er gilt als beliebtester Bundesrat aller Zeiten. Der ehemalige Handelsschüler Adolf Ogi

(74) kochte vor laufender Kamera Eier und führte vor, wie man das besonders sparsam tut. Seine Neujahrsrede vor dem Nordportal des Lötschbergtunnels am 1. Januar 2000 trieb PR-Profis zur Verzweiflung, kam aber bei

«Im Nachhinein bin ich dankbar. Die Erwartungen waren tief, ich konnte sie also nur übertreffen.»

den Zuschauern an. Im Gespräch legt der Alt-Bundesrat mit SVP-Parteibuch seine Sicht auf den Graben zwischen Akademikern und Berufsleuten dar.

Herr Ogi, Sie sind einer von bisher acht Bundesräten, die eine Berufs-



Adolf Ogi hat seine Führungsprinzipien in der Offiziersschule gelernt.

Key



GENIESSEN

Der Frühling ist da! Was Sie für ein gelungenes Picknick brauchen. Seite W12/ W13



Die Fans waren aufgeheizt und aufgeladen: Das erste grosse Rockkonzert im Hallenstadion Zürich endete in Tumulten.

RDB/ATP

Startschuss zur Jugend-Revolte

Die 68er-Revolution gilt als Wendepunkt der modernen Gesellschaft. Doch schon 1967 begann der Umbruch – mit einem Konzert der Rolling Stones in Zürich. Seite W2/W3

INSERTAT

**Schnell im Tessin
Gemütlich erholen**

**3 Tage/2 Nächte ab CHF 219.-
+ 30% Rabatt mit dem Zug**

**Jetzt buchen:
ascona-locarno.com/angebote**
Gültig bis 31. August 2017

**ASCONA
LOCARNO**

Ascona, Piazza G. Motta

Vor 50 Jahren: Die Rolling Stones in Zürich



24. April 1967: Fans bei der Ankunft der Stones in Zürich.

ETH-Bibliothek Zürich



The Rolling Stones am Flughafen in Zürich.

Keystones/Photopress



Das Hallenstadion nach dem Konzert: Sind die Stühle mutwillig zerstört oder zusammengeklappt auf einen Haufen geworfen worden? Urteilen Sie selbst.

RDB/ATP

Höllenspektakel im Hallens

Der Auftritt der Rolling Stones am 24. April 1967 im Hallenstadion Zürich war das erste grosse Rockkonzert in der Schweiz. Es endete im Chaos und gilt heute als Auftakt der Jugend-Revoluten in der zweiten Hälfte der 60er-Jahre. Zeitzeugen erinnern sich.

VON STEFAN KÜNZLI

Die Rolling Stones galten als die bösen Buben der Rockmusik, als Bürgerschreck. Doch die 12 000 Fans, die da am Abend des 24. April 1967 ans Konzert ins Hallenstadion Zürich strömten, waren keine wilden Langhaarigen. Sie waren ganz adrett und ordentlich gekleidet, viele von ihnen sogar in weissem Hemd und Krawatte. Alle fieberten sie dem ersten grossen Rockkonzert in der Schweiz entgegen. «Es herrschte eine aufgeladene, aufgeheizte Stimmung», sagt der Musiker Max Lässer, der damals als 17-Jähriger das Konzert besuchte. Die Fans wurden vor dem Hallenstadion von einem Polizeiaufgebot empfangen, welches Zürich bis dahin noch nie gesehen hatte. 300 bis 400 Ordnungskräfte wurden mit Wasserwerfern nach Oerlikon abkommandiert, um nach dem Rechten zu sehen. «Das grosse Polizeiaufgebot hat sicher nicht zur Beruhigung beigetragen», sagt Lässer.

Schon lange vor dem Konzert sei «die Menge nur mithilfe von Hochdruckschläuchen im Zaum zu halten»

gewesen, berichtete damals die «NZZ». Später im Stadion hätten die Tumulte «gravierende Formen» angenommen. Besucher hätten «in einem Höllenspektakel» einen Teil der Bühne, das Mobiliar und später alles Greifbare in der Umgebung des Hallenstadions zerstört. Die Band habe den Saal fluchtartig verlassen müssen.

«Masslos übertrieben»

Das bürgerliche Establishment war entsetzt ob dieser Aggression und Zerstörungswut. Das Konzert fand ein grosses Echo in der Presse und wurde in der braven Schweiz, nicht nur in der «NZZ», als nationales Drama erster Güte interpretiert. Der Berner «Bund» schrieb: «Das Bedürfnis nach solchen Massenzusammenrottungen und Massenausschreitungen zeugt von einer inneren Leere bei den Teilnehmern. Sie fühlen sich selbst überlassen und sind es auch in unserem modernen Wohlstandsdasein.»

Für Toni Vescoli, der mit seinen Sauterelles im Vorprogramm auftrat, wurden die Ereignisse «masslos übertrieben» dargestellt. «Für die bürgerliche Presse war es ein gefundenes

Fressen», sagt er. «Da sieht man es wieder einmal, diese Langhaarigen! Wenn man sich heute die Bilder anschaut, muss man beinahe etwas lächeln. Es handelte sich ja um Klappstühle. Wenn die zusammengeklappt auf einem Haufen liegen, sieht es zwar nach einem Trümmerhaufen aus, aber ein grosser Teil dieser Stühle war noch intakt», schreibt er in seiner Autobiografie «Mache Was i Will».

Die hölzernen, klapprigen Klappstühle seien in der Mitte des Hallenstadions aufgestellt worden. «Aber wer will bei einem Konzert der Rolling Stones schon auf einem Stuhl sitzen?», fragt Lässer. Die Fans wollten möglichst nah bei ih-

«Die Fans waren von Begeisterung getrieben, nicht von Zerstörungswut.»

TONI VESCOLI (74), MUSIKER

ren Idolen sein, hätten «die Stühle zusammengeklappt und auf einen Haufen geworfen». «Die Fans im Hallenstadion waren von Begeisterung getrieben, nicht von Zerstörungswut», ist Vescoli überzeugt. Die Polizei sei dagegen völlig

«überfordert» gewesen, habe «unverhältnismässig und ungeschickt reagiert» und die Stimmung noch angeheizt. Die Aggression sei zuerst von der Polizei ausgegangen.

Hippies distanzieren sich

Erst nach dem Konzert habe «eine Gruppe von Freaks Stühle zertrümmert», sagt der Musiker Hardy Hepp (72), der ebenfalls im Vorprogramm auftreten durfte, aber von den Stones-Fans gnadenlos niedergepöfeln wurde. Und Vescoli ergänzt: «Natürlich gab es auch ein paar «Chaoten» wie es sie heute überall auch an Fussball-Spielen gibt. Eine Minderheit von «Krawallbrüdern», die nichts mit der damals aufkeimenden Hippie-Bewegung zu tun hatte. «Am Konzert waren Fans der Stones, keine Hippies und erst recht keine 68er. Die gab es nämlich noch gar nicht», sagt Lässer.

Dennoch gilt das Konzert als der Startschuss dessen, was wir heute unter dem Begriff «68» verstehen. «Wir spürten, dass sich etwas zusammenbraut», sagt Lässer. «Die Jugend-Revoluten der 60er-Jahre sind vielschichtig und komplex», sagt auch der Histori-

ker Fabian Furter, der die Ausstellung «Schweiz 1968», ab 15. November im Bernischen Historischen Museum, kuratiert (siehe Aufruf). Die Vorboten reichen weit in die Fünfzigerjahre zurück, etwa mit dem Auftreten von neuen sozialen Gruppierungen wie den Halbstarken, den Nonkonformisten oder den Existenzialisten. Für Furter ist 68 «eine Chiffre für die Fülle von Brüchen und Reformen, welche jede Facette der Gesellschaft durchdrangen: Mode, Umgangs-, Lebens- und Wohnformen, Musik, Kunst oder pädagogische Konzepte».

Woran entzündete sich der Generationenkonflikt? «In den 60er-Jahren war eine Jugend volljährig geworden, die im Zeichen des Nachkriegsbooms aufgewachsen war. Als erste Generation profitierte sie von den Annehmlichkeiten des materiellen Wohlstands», sagt Furter. Sie hatten Geld, Freizeit und stellten die geltenden Normen infrage. Sie suchten nach ideologischer, kultureller und sexueller Freiheit und brüskierten damit eine Elterngeneration, welche unter der Glocke des Kalten Krieges mehrheitlich im Konzept der geistigen Landesverteidigung verharrete und wenig Verständnis für kulturelle Neuerungen aufbrachte.

Die Folge war gemäss Furter «eine Asymmetrie zwischen starren gesellschaftlichen Normen und technischen, wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklungen». Daraus resultierte eine Orientierungskrise, welche sich in der zweiten Hälfte der 60er-Jahre entzündete.

Das Jahr 1967 war geprägt von der Hippie-Bewegung mit dem «Summer of Love» als Höhepunkt. Die Bewegung ist ein Jahr



tadion

zuvor auch in die betuliche Schweiz geschwappt und hat sich unter anderem in der legendären Künstler-Wohngemeinschaft im Raben in Zürich eingenistet. Diese WG um Hardy Hepp bildete sich zu einem Zentrum der Schweizer Blumenkinder. «Alle kamen zu uns, Jürg Marquard, Pepe Lienhard, Christoph Marthaler, Andi Vollenweider, Dodo Hug. Wir lebten dort Love, Peace und Happiness aus. Es war mehr ein soziokulturelles als ein musikalisches Projekt», sagt Hepp.

Die Hippie-Bewegung war von einer euphorischen Stimmung und einem unbändigen, naiven Optimismus geprägt. Die Kraft der Blumen, Flowerpower, die reine Liebe und Drogen sollten die Welt

«Wir machten Musik, rauchten Gras und Andreas Vollenweider verkaufte selbst gemachte Glace.»

MAX LÄSSER (66), MUSIKER

verändern. «All You Need Is Love», wie es die Beatles-Hymne vom Juni 1967 verkündete. Die Kraft der Blumen einte die Jugend dies und jenseits des Atlantiks. «Wir hängten an der Riviera unter der Quai-Brücke in Zürich rum. Wir machten Musik, rauchten Gras und Andreas Vollenweider verkaufte selbst gemachte Glace», sagt Lässer, «wir wollten einfach eine gute Zeit verbringen. Es war total friedlich und harmlos».

Die Hippies brachen mit gesellschaftlichen Normen, aber erst die 68er-Bewegung war politisch aufgeladen, fordernd und aggressiv. «Die Hippie-Bewegung

war das Gegenteil von Aggression und Gewalt und hat nichts mit der politisierten 68er-Generation zu tun», sagt Vescoli. Die Hippies wollten mit Happenings und Konzerten die Welt verändern, die 68er mit Parolen, Demonstrationen und Pflastersteinen. «Wir Hippies sind keine 68er», sagt Hepp dezidiert. «Ich bin nie mit dem Mao-Büchlein am Limmatquai auf und ab gelaufen, habe nie «Ho, Ho, Ho Chi Minh» geschrien. Die 68er machten Politik und propagierten den Marxismus. Thomas Held, Moritz Leuenberger, Dieter Meier waren 68er. Damit wollten wir nichts zu tun haben. Die 68er gingen mir schon damals auf den Sack».

Wie Ungeziefer behandelt

Aber die Behörden, die Medien und die grosse Mehrheit der bürgerlichen Schweiz reagierten mit völligem Unverständnis. «Die haben alle Jugendlichen in denselben Topf geworfen», sagt Hepp.

Wie müssen also die Ereignisse vom 24. April 1967 eingeschätzt werden? Was ist die Bedeutung des Konzerts für die 68er-Revolution in der Schweiz? Der schwelende Generationenkonflikt zwischen Jugendlichen und Erwachsenen brach zum ersten Mal gewaltsam auf, hat den Graben und das gegenseitige Unverständnis noch vertieft. «Nach dem Stones-Konzert wurden wir wie Ungeziefer behandelt», sagt Hepp und vermutet, dass ein Teil der Jugendlichen bei diesem Ereignis radikalisiert wurde. Das Stones-Konzert war deshalb so etwas wie der Beginn einer Jugend-Revolte, die schliesslich in der 68er-Bewegung mündete.

«Schweiz 1968» Ausstellung im Bernischen Historischen Museum

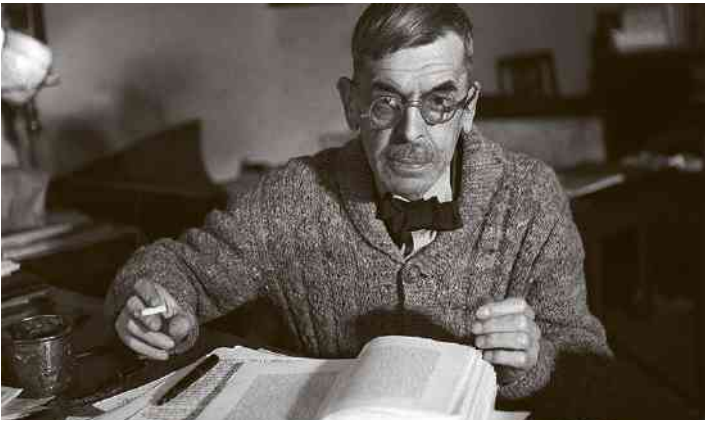
Das Bernische Historische Museum widmet der globalen Umbruchzeit um 1968 ab 15. November eine grosse Sonderausstellung und richtet den Fokus auf die damaligen Ereignisse in der Schweiz. «Im Zentrum werden Zeitzeuginnen und Zeitzeugen stehen, welche auf 1968 in allen Facetten zurückblicken und dieses analysieren», sagt Jakob Messerli, Direktor des Bernischen Historischen Museums. Für die umfassende Schau sind noch Objekte gesucht, welche an die Zeit erinnern. Besitzen Sie Gegenstände oder Fotos aus jener Zeit, die Sie für die Ausstellung zur Verfügung stellen würden? Ein Flugblatt, oder politische Literatur, spezielle Kleidungsstücke, Accessoires, Schallplatten, Musikinstrumente, ein Demonstrations-Transparent, ein Motorrad oder einen VW-Bus?

Das Bernische Historische Museum freut sich auf Ihre Kontaktaufnahme: renete.schaer@bhm.ch / Tel. 031 350 77 59

Serie 4/20: Meilensteine der Schweizer Literatur

C. F. Ramuz: Farinet oder das falsche Geld

Walliser Robin Hood



Charles-Ferdinand Ramuz (1878–1947).

Keystone/Photopress

Ramuz packte die Legende um den Walliser Falschmünzer in einen modernen Roman über die Freiheit.

VON FLORIAN BISSIG

Das gedämpfte Gespräch dreier Männer im Dorfcafé in der Einstiegsszene von Farinet setzt sogleich die zentralen Themen. Verschwörerisch raunt ein Zeitgenosse: «Und ich sage, er hat das Recht, falsches Geld zu machen, wenn es echter ist als das echte.» Wer bestimmt, was bei uns echt und was recht ist? Ramuz' Roman von 1932 erzählt die letzten Wochen im Leben von Joseph-Samuel Farinet, dem Unterwalliser Falschmünzer, der 1880 unter mysteriösen Umständen zu Tode kam. Am Anfang der Erzählung gelingt Farinet der Ausbruch aus dem Gefängnis von Sion. Zuvor war er schon aus dem Gefängnis von Aosta ausgebrochen, und abermals ist er unvorsichtig geworden.

Nach dem zweiten Ausbruch wird es eng für Farinet, auch wenn er sich im Dorf Mièges und weit oben in einer Alphütte zunächst verstecken kann. Der Zusammenhalt der Dorfgemeinschaft spielt ihm in die Hände. Für die Anliegen der Regierung, des Gerichts und der Landjäger aus dem Tal besteht im Dörfchen wenig Verständnis. Nicht zuletzt ist Farinet freigebig mit seinen Münzen – die übrigens nur bei Ramuz aus reinem, selbst geschürftem Gold sind.

Konterfei auf 200er-Note

Farinet ist eine Robin-Hood-Figur, ein freiheitsliebender und naturverbundener Outlaw, und seine Legende ist im Unterwallis bis heute lebendig. Nachdem er sich im Hochgebirge Goldstaub aus seiner Mine geholt hat, schaut er überwältigt ins Bergpanorama. Da «schlug ihm alle Schönheit der Welt und alle Grösse der Welt entgegen». Der Sohn eines Schmugglers und Jägers spricht auch mit den Bergen, denen er alles verdankt: «ihr Türme, ihr Hörner, ihr Nadeln, ihr Säulen der Freiheit!».

Charles-Ferdinand Ramuz (1878–1947) war selbst kein Walliser Bergler, sondern Waadtländer und Städter. Nach Studien und ersten Veröffentlichungen in Paris kehrte er in seine Heimatstadt Lausanne zurück und wurde als wichtigster Westschweizer Schriftsteller gehandelt. Bekannt wurde seine «Histoire du Soldat», die der Komponist Igor Strawinsky vertonte. Seit 20 Jahren schaut uns Ramuz von der 200-Franken-Note an und erinnert an seine nüchtern-moderne Literarisierung der Legende des Falschmünzers Farinet, die in Hanno Helblings Übersetzung noch heute lesenswert ist.

Man kann bei der Lektüre nicht umhin, im Dörfchen Mièges auch die Schweiz porträtiert zu sehen. Mit Blick auf das Ideal der Selbstgenügsamkeit, das Pochen auf rechtliche Selbstbestimmung und die Macht des Geldes. Doch Ramuz bietet weder ein nostalgisches Märchen noch ein Moral-Narrativ. Da ist kein Erzähler, der in die Diskussion über den Sinn der Gesetze oder der Politik urteilend eingreift. Die Erzählperspektive gehört den einfachen Leuten aus dem Dorf. Ramuz haucht seinem historischen Stoff Leben ein und lässt Emotionen und allzu menschliche Motive die Hauptrollen spielen.

Verhängnisvolle Tat

Farinets Fall ist ironischerweise die Folge seiner Inkonzsequenz. Zunächst meint er trotzig: «Was ist die Freiheit? Dass man tut, was man will, wie man will, wann man will. Dass man nur von sich selber abhängt.» Doch diese Freiheit wird anstrengend und isolierend, seit er nur noch versteckt im Hochgebirge oder in seiner Räuberhöhle leben kann, «unter der Erde wie der Maulwurf, in der Luft wie der Adler». So will er seine Freiheit plötzlich eintauschen gegen die Freiheit, wieder offen in der Gemeinschaft zu verkehren, indem er sich der Polizei stellt. Massgeblich ist dabei die Aussicht auf eine hübsche Braut, gar die Tochter eines Gemeinderats. So tönt es plötzlich anders: «Das ist es, die Freiheit. Eine Frau und ein Haus. Die Berge sind schön, aber die lieben uns nicht...»

Wer Farinet tatsächlich liebte und aufopfernd unterstützte, ist allerdings eine andere Frau, die Kellnerin Joséphine. Als Farinet sie fallen lässt, um nach einem Deal mit der Justiz mit der jungen Thérèse ein braves neues Leben anzufangen, schreitet Joséphine zu einer verhängnisvollen Tat. Sie «wechselt» die Kasse des Postamts gegen Farinets Goldmünzen, um mit ihm zu fliehen.

Farinets Justiz-Deal ist damit geplatzt, aber fliehen mag er nicht mehr. Zwischen den zwei Frauen wird offenbar, dass Farinet mit seinem naturverbundenen Freiheits-Fanatismus ganz auf sich selbst bezogen ist. Nur noch verschanzen will er sich, und sterben. «Ich bin wild geboren; ich werde wild sterben.» Die Berge ruft er ein letztes Mal an: «Euch treu bis zum Ende, ihr Berge, euch und der Freiheit.»



C. F. Ramuz.
Farinet oder das falsche Geld. Aus dem Französischen von Hanno Helbling. Limmat 2003.